

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Prämumerationspreis 22½ Sgr. (7 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preussischen Monarchie.

M a g a z i n

für die

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats- und Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Strasse Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohlh. Post-Aemtern.

Literatur des Auslandes.

N^o 108.

Berlin, Freitag den 8. September

1837.

S ü d - A m e r i k a.

Robinson's Insel „Juan Fernandez“.

Die Insel Juan Fernandez ist im gegenwärtigen Jahre aus der Südsee verschwunden. Einer vulkanischen Eruption hatte sie, allem Vermuthen nach, ihr Entstehen zu verdanken, und in einem Erdbeben hat sie ihren Untergang gefunden. So bezeichnen zwei gewaltige Katastrophen den Anfang und das Ende ihres Lebenslaufes, der still und geräuschlos gewesen ist und der Welt wenig zu reden gegeben hat. Die Spuren ihrer bescheidenen Existenz mag man aus den Erzählungen der Reisenden zusammensuchen, die von Zeit zu Zeit an den Gestaden der Insel gerast haben, und es lobnt sich wohl der Mühe. Manches Menschenleben enthält nur einen ausgezeichneten Tag, nur eine inbalidschwangere Stunde, und um dieses Tages, dieser Stunde willen wird sein Andenken nach dem Tode aufgefrischt. So ist auch mancher Fleck auf der Erde, dem die Begebenheiten eines einzelnen Tages oder Jahres einen Namen gemacht haben. Die Insel Juan Fernandez ist der Aufenthaltsort des Matrosen gewesen, welchen Daniel de Foë mit dem Namen Robinson Crusoe getauft und weltberühmt gemacht hat; darum verdient sie einen Nekrolog.

Der Spanische Seemann Juan Fernandez, welcher der Insel seinen Namen gegeben, hat zu Ende des 16ten Jahrhunderts gelebt. Er machte gewöhnlich die Fahrt längs der Westküste von Süd-Amerika, von Peru nach Chili hin und zurück. Auf diesen Reisen hatte er nur einen Feind, oder einen hartnäckigen und furchtbaren, den Südsturm, der in diesen Gewässern herrscht, und durch welchen jede wiederholte Fahrt zu einer harten Übungsschule in den Mühsalen und Wagnissen des Seemannslebens wurde. Eines Tages kam der vielerprobte Seemann auf den Einfall, ob er diesen beschwerlichen Stürmen nicht ausweichen könnte, wenn er sich weiter von der Küste ab gegen das hohe Meer hielte. Er that's und befand sich wohl dabei; dem Verichte der gefährlichen Küstenströmungen entzogen, glitten und tanzten seine Schiffe über den plötzlich wie durch Zauber ruhig gewordenen Meerespiegel dahin. So gelangte er im Jahre 1572, auf der Reise nach Chili, an eine unbekannte Küste, und, glücklicher als der große Colombo, gab er dem Eilande seinen eigenen Namen, den es dreißig Jahre später getragen hat. Nach seiner Rückkehr erzählte er viel Herrliches und Schönes von seiner neuen Entdeckung, aber für seinen Vorschlag, eine Kolonie dorthin zu führen, hatte die Regierung zu Madrid kein Ohr. Die Seeherrschaft begann damals bereits, den Händen der Spanier zu entgleiten, und je mehr die Regierung des Mutterlandes ihre Macht schwinden sah, desto ängstlicher und misstrauischer wurde sie. Jede Unternehmung, wodurch die Aufmerksamkeit ihrer Europäischen Nebenbuhler auf Westindien und den Süd-Deean gelenkt werden konnte, schien ihr gefahrdrohend für die Amerikanischen Besitzungen. Statt die Feinde entschlossen abzuwehren, zog die Spanische Macht sich furchtsam in sich selbst zusammen, und hätte sich gern durch Wästen isolirt. Ob dem Juan Fernandez sein Begehren geradezu abgeschlagen worden, wissen wir nicht; es scheint, die Insel gefiel ihm so wohl, daß er den Entschluß faßte, sich auf eigene Faust daselbst niederzulassen. Aber die Geduld ging dem unruhigen Seemann bald aus. Die Wellen des Deean, die ab und zu an das Gestade rauschen, die Fluth, die Brandung sprechen zu dem Seefahrer, der mit ihnen vertraut geworden, eine eigene, geheimnißvolle Sprache, und er widersteht der Verlockung nicht. So räumte denn Juan Fernandez sein kleines Königreich, und ließ die Insel im Besitze irdlicher Ziegen, die sich in der Freiheit des wilden Lebens zahlreich fortpflanzten. Er bestand noch viele Fahrten und Abenteuer zur See, und eine nicht hinlänglich verbürgte Sage nennt ihn den Ersten, der auf einer Reise durch den Süd-Deean die Küsten von Neu-Seeland gesehen. Aber, so wird erzählt, er behielt das Geheimniß für sich; auch seiner Schiffsmannschaft sagte er nichts davon, sondern blüete es bis an seinen Tod. Das Wesen der damaligen Spanischen Politik, ihre verdächtige Eifersucht, ihr Argwohn gegen die eigenen besten Diener zeichnet sich recht sichtbar in dieser Sage von dem klünnen Seefahrer ab, der einen neuen Kontinent entdeckt und es verschweigt, als erwartete er Strafe dafür oder Undank, als sähe er voraus, daß der Reid und die Mißgunst der nächsten Gefährten ihn doch den Ruhm verbittern und die Ehre der Entdeckung rauben würde. Dieses Verhältnis zu einer Regierung, die ihn argwöhnisch niederhielt, hat dem Charakter und den Abenteuern des Juan Fernandez einen geheimnißvollen und beinahe sagenhaften Anstrich verliehen, und der weite, wenig bekannte Süd-Deean wurde in der Phantasie der Seefahrer zum

Schauplatz wunderbarer Geschichten, in denen jener Spanier mit seinen Gefährten, oder Andere seines Gleichen eine Rolle spielten.

Aller Befürchtungen, der abergläubischen sowohl als der politischen, und aller Anstalten, wodurch die Spanische Regierung die Inseln und Küsten Amerika's gegen fremde Fahrzeuge abzusperren suchte, spotteten im 17ten Jahrhundert die Flibustier. Sie schwärmten zahlreich an der Westküste Süd-Amerika's einher, und wenn ihre Fahrzeuge vom Sturme entmastet, ihre Vorräthe aufgezehrt waren und der Stodur unter ihrer Mannschaft grassirte, war ihnen die Insel Juan Fernandez ein willkommeniger Landungsort, wo sie Ueberfluß an frischem Wasser, heilsame Pflanzenkost, köstliche Fische und Ziegen in großer Menge fanden. Hier hielten sie Raub, theilten ihre Beute, und hausten wie vollberechtigte Erben und Nachfolger des ersten Besitzers. Die Spanischen Kriegsschiffe, die längs der Küste gegen die verwegenen Piraten kreuzen sollten, trafen selten mit ihnen zusammen, und hatten manchmal das Zusammentreffen zu bereuen.

In dieser zügellosen und gar nicht ehrbaren Gesellschaft treffen wir um das Jahr 1680 einen Englischen Seemann, dessen Name mit Recht berühmt ist, William Dampier. Er war ein Steuermann, der weit und breit seines Gleichen suchte, von Sitten roh und läppisch wie ein Matrose, voll Muth und unerschütterlicher Willenskraft, aber ein unruhiger, abenteuerlicher Geist, der sich in ein Wagniß über das andere einließ. Er war eigentlich nach der Campeche-Bay gefahren, um dort heimlich Farbepflanzungen zu laden; unterwegs gerieth er unter die Spanier, und ließ sich von ihnen zu einer Fahrt in die Südsee bereden. Ein Seeräuberschiff auf dem Meere ist seiner Verfassung nach eine echt demokratische Republik, wo die Leidenschaften nie zur Ruhe kommen und unter dem Deck beständig eine Verschwörung der Gehorchenden gegen die Befehlenden gährt. So brachen auch auf den Flibustier-Schiffen fast bei jeder Fahrt Verschwörungen aus; zuweilen auf offenem Meere, und der Capitain fand sich beim Erwachen auf seinem Lager gefesselt; öfter jedoch am Lande, an irgend einer verlassen Küste, wo man die Dpse der Verschwörung umbrachte oder hilflos aussetzte. So lange man sich am Bord befand, blieb die Mannszucht und Subordination noch einigermaßen mächtig, und eine gewisse Eche vor der gewohnten Ordnung hielt die Meuterer zurück; erst wenn man ans Land stieg und das Schiff aus den Augen verlor, süßte die Zügellosigkeit und die Nachlust sich aller Bande ledig. So ging auch das Fahrzeug, worauf sich Dampier befand, mit einer Revolte schwanger, die ausbrach, als man, um Wasser einzunehmen, auf Juan Fernandez landete. Der Capitain Sharp verlor das Kommando und das Leben. „Weder sein Benehmen, noch seine Tapferkeit war zu loben“, sagt Dampier, der über den Vorgang mit großer Kaltblütigkeit berichtet. „Während die Leute noch ganz und gar mit ihrem gelungeneu Staatsstreich beschäftigt waren, kamen ihnen die Spanischen Kreuzer über den Hals; mit genauer Noth erreichten sie noch ihr Schiff und trachen in die See. Bei dieser Flucht über Hals und Kopf vergaß man einen armen Teufel von Indianer, einen Moskito, der in die Berge auf die Ziegenjagd gegangen war und jetzt allein auf der Insel zurückblieb.“

Die Leser werden zu wissen wünschen, was ein Moskito sey. Diesen Namen führte eine kleine wilde Völkerschaft der Halbinsel Yucatan, in der Nähe des Kap Honduras. Man war geneigt, sie für die letzten Abkömmlinge eines vormals auf dem Kontinent heimisch gewesenem, edleren Menschenstammes zu halten; so sehr zeichneten sie sich durch boden und kräftigen Wuchs, durch die Stärke und Behendigkeit ihrer Glieder, durch ihre Schnelligkeit im Lauf, ihre Geschicklichkeit in Jagd und Fischfang, die Schärfe und Fernsicht ihres Auges, und durch andere physische und moralische Eigenschaften vor den übrigen Indianerstämmen aus. Den Spaniern trugen sie bitteren Haß nach, aber anderen Weißen, namentlich den Engländern, leisteten sie gern und freundlich Dienste, ja sie waren den Reisenden unentbehrlich. Jedes fremde Schiff, das die Amerikanischen Meere besuhr, hatte seinen Moskito an Bord, und die Seelente sagten: „unser Moskito“, etwa wie man sagen würde: „unser Proviantmeister, unser Koch.“ Die Vorstellung hat etwas Anziehendes, sich den Moskito als einen geachteten, in der Nothwehr erstarrten Indianer vorzustellen, der die Mühsal der Freiheit einer trägen Knechtschaft vorgezogen hat, und sich den neuen Ankömmlingen anschließt, um Weisand gegen die alten Unterdrückten zu finden. Der Moskito bewahrte übrigens auch an Bord des Europäischen Schiffes seine volle Unabhängigkeit, und that, was er that, auf seine Weise, nach eigenem Belieben. Er setzte sich allein auf sein Kanoe und fuhr auf den Fischfang aus; wollte man ihn darin führen, so ließ er eigenmächtig die schönsten Fische vorüberziehen, als sähe er sie nicht. Bei seiner großen Fassungsgröße

und Anstelligkeit lernte er bald die Muskete so geschickt führen, wie da-
beim den Bogen, Pfeil und Wurfspeer. Er war unerschrocken im Kampfe,
der Erste zum Angriff, der Letzte beim Rückzug, und wußte von keiner
Furcht, als vor dem Teufel, der kommen könnte und ihn schlagen. So
leicht er sich an die Sitten, die Gebräuche, die Sprache, die Kleidung
der weißen Fremdlinge gewöhnte, so leicht warf er auch die erborgte
Hülle der Civilisation wieder ab, und lebte zu der Lebensweise eines
nackten Wilden zurück. Dabei zeigte er wenig Eigennuß und Begehr-
lichkeit; mehr als alle Geschenke freute ihn der Name, den seine weißen
Freunde ihm gaben, und auf den er sich viel zu Gute that. Der Mos-
kito, den Dampier's Gefährten auf Juan Fernandez zurückließen, hieß
Will, wie der Name William bei den Engländern in vertraulicher oder
populärer Verkürzung lautet.

(Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

Streifereien Napoleon's à la Harun-al-Raschid.

(Schluß.)

So plaudernd gelangten sie an den Durchgang der Panoramen,
welcher damals der reichste und eleganteste von allen in der Hauptstadt
war. Ein Laden zog des Kaisers Aufmerksamkeit auf sich: das präch-
tige Mablaster-Gewölbe war es, das man vor wenigen Jahren noch dort
sehen konnte. Zwei kostbare, zur Schau aufgestellte Vasen im Medicis-
Stylo schienen ihm sehr geschmackvoll. Er tritt daher in die offen-
stehende Thüre des Magazins, um nach dem Preise derselben zu fragen.
Er blickt sich rechts und links um, bemerkt aber Niemand, als eine dicke
Magd, die ruhig fortfährt, auszuföhren, das aber (offenbar aus Furcht,
Etwas zu zerbrechen) so links, daß Napoleon sich des Lachens un-
möglich enthalten konnte, jenes so freimüthigen Lachens das er seit
Brienne vergessen hatte. — Duroc war draußen geblieben, weil er
seine Gegenwart in diesem Magazine, aus gewissen Gründen — eben
nicht für sonderlich wichtig halten mochte. — „Heda!“ rief Napoleon
der Magd zu, als seine Fröhlichkeit sich etwas gelegt hatte, „ist denn
Niemand hier? Weder Herr, noch Herrin? Das scheinen ja träge Leute,
die ziemlich spät aufstehen!“ — „Kommen Sie denn etwa, um was zu
kaufen?“ — fragt ihm die Magd mit einem geringschätzigen Blicke, in-
dem sie nun ihre Arbeit unterbricht, und, beide Hände unter dem Kinn
auf den Stiel ihres Besens gestützt, nun ihrerseits den Kaiser betrachtet
und neugierig mustert. — „Nun freilich! Ich will wissen, wie viel diese
beiden Vasen kosten.“ — „Sieh' einmal, das hält' ich mein' Seel' nicht
gedacht! Aber ich will der Madame klingen.“ — Madame kommt auch
bald herunter, indem sie sich in aller Eile ein Tuch über die Schultern
wirft. — „Was steht denn zu Ihren Diensten, mein Herr?“ fragt sie
den Kaiser trocken. — „Madame, welches ist der Preis dieser beiden
Vasen?“ — „Fragen Sie denn, um sie zu kaufen, mein Herr?“ —
„Zum Kuckuck! Freilich!“ ruft der Kaiser, durch diese Frage ein wenig
aus der Fassung gebracht. — „4000 Francs, nicht einen Liard weniger.“
— „Viertausend Francs!“ wiederholt Napoleon erstaunt, und durch
Wesen und Ton der Frau wenig zu ihren Gunsten eingenommen. „Vier-
tausend Francs! Das ist ja aber erschrecklich theuer, Madame! Viel zu
theuer für mich.“ — Dabei sagt er, zum Gruße, nachlässig an den
Rand des Hutcs, und will eben das Gewölbe verlassen, als die Frau,
beide Hände in die Hüften gestemmt, mit böhnischem Lächeln ihm nach-
ruft: „Ja, das steht man wohl bald! Und doch kosten sie mir selber
3000 Francs! Aber ist's denn nicht immer noch besser, mit Schaden zu
verkaufen, als Hungers zu sterben? D, man macht jetzt gar schöne Ge-
schäfte! Ewig Krieg! Alle Welt klagt! Der Handel geht gar nicht; die
Kaufleute gehen zu Grunde! Aber deshalb muß man doch, nach wie
vor, seine Steuern zahlen! . . .“ Bei den ersten Worten der Frau
hatte des Kaisers Gesicht einen schwer zu beschreibenden Ausdruck an-
genommen. Quers hatte es sich leicht geröhrt, bald aber seine natür-
liche bleiche Färbung wiedergewonnen; alle seine Gesichtsmuskeln
jedoch hatten sich kraus zusammengezogen; seine Lippen waren blau ge-
worden; seine Augen schlenberten Blitze; die Arme hatte er über der
Brust gekreuzt, die Hände geballt. So fragt er nun mit jener durch-
dringenden Stimme, die selbst dem Herzhaftesten imponirte, sie unter-
brechend: „Haben Sie einen Mann, Madame? Wo ist er? Warum sehe
ich ihn nicht hier?“ — „Na, na, ereisern Sie sich nur nicht so, mein
Herr! Ich habe einen, Gott sey Dank! Er ist aber heute schon sehr früh
ausgegangen, um ein wenig Geld zu erbeuten. Es hält so schwer mit
der Einnahme! Niemand hat einen Sou! Und übrigens, was wollen
Sie denn eigentlich von ihm? Bin ich denn nicht hier?“ — „Schon
gut, Madame, schon gut! Ich wollte Ihrem Manne nur sagen, daß
ich diese Vasen wohl nehmen werde . . . aber später . . . Ich werde
verschicken.“ — So tritt Napoleon, verlegener wegen seiner Uebereilung,
als wegen des Austritts, den die Frau ihm bereitet, und in einer Auf-
regung, die er nur mühsam verbest, aus dem Magazine und ruft
Duroc zu: „Meiner Tren! da hab' ich einmal mein Theil bekommen!
Ein verrücktes Weib, eine Art von Megäre, die sich in die Politik
mischet, anstatt sich nur um ihre Vasen zu kümmern! Aber ihrem
Manne will ich schon den Kopf waschen, denn an dem liegt ganz allein
die Schuld!“

Man sieht also, daß in dem Kapitel vom Zukognito nicht gerade
Alles Beneß war; wenn auch dergleichen Enttäuschungen immer nur
selten vorkamen. Unsere beiden edlen Schwärmer vergaßen übrigens
gar bald nach ihrer Ankunft in den Tuilerien, der Eine die Mablaster-
Händlerin, der Andere das Frühlück, das sie auf Borg gehalten.

Etwa sechs Wochen waren seitdem verlossen, als eines Morgens
der Kaiser, bei seinem kleinen Leber, zu Duroc sagte: „Ich habe heut'
eben nicht viel Wichtiges zu thun; wenn wir nun wieder einmal ein
wenig umherstreifen, da es noch früh am Tage ist?“ — „Sire, es ist
aber sehr kalt; und dann ist heute noch obendrein der Tag vor Weib-

nachten, also so gut wie Feiertag. Und kurz vor Neujahr sind immer
sehr viele Leute in den Nachbar-Strassen des Palais-Royal und auf
den Boulevards. Wohin könnten Ew. Majestät also gehen, ohne Ge-
fahr zu laufen, erkannt zu werden?“ — „Das ist auch wahr, Duroc;
warten wir also bis zum Abende. Aber, eben fällt's mir ein, was ist
denn aus der Geschichte in den Chinesischen Bädern geworden?“ —
„Wahrhaftig, Sire! Ich muß Ew. Majestät mit Bedauern gestehen,
daß ich die ganze Zeit her gar nicht mehr daran gedacht habe. Doch
will ich diese Vergesslichkeit auf der Stelle gut machen.“ — „Ja,
gewiß, das ist auch nöthig, und heute noch! Im Augenblick, und auf
eine würdige Weise gut machen! Du versichst mich? — Bei
dieser Gelegenheit magst Du auch dem Manne der Vasen-Madame
sagen lassen, daß er mir die beiden neulich behandelten persönlich
überbringen soll. Auch ich habe eine Vergesslichkeit gut zu machen.
Ja, ja, es ist an mir; und wir wollen sogleich sehen, wie es gehen
wird.“

Es war zehn Uhr des Morgens. Ein Diener, dem der Groß-
Marschall gemessene Befehle erteilt hatte, trat in das Kaffeehaus der
Chinesischen Bäder und fragte die Herrin vom Hause: „Madame, haben
hier nicht, vor etwa sechs Wochen, einmal zwei Herren, beide in blauen
Ueberröcken, gestühlückt und dann kein Geld zum Bezahlen gehabt?“
— „Ja, mein Herr“, antwortet die Dame in großer Unruhe, weil der
Frager die Livree des Kaiserlichen Hauses trägt. — „Nun, Madame,
das sind Se. Majestät der Kaiser und der Herr Groß-Marschall des
Palastes gewesen. Kann ich jetzt den Kellner sprechen, der damals für
Dieselben bezahlt hat?“ — „Gewiß . . . D ja . . . mein Herr!“ —
Die Wirthin klingelt, und wird fast ohnmächtig. Sie spricht von nichts
Geringerem, als daß sie sich ins Wasser stürzen wolle, wenn man ihr
nicht erlaube, dem Kaiser sich zu Füßen zu werfen. Der Diener aber
wendet sich zu dem Kellner, dem er eine Rolle mit 50 Napoleon's or
einhandigt, und sagt: „Der Herr Groß-Marschall des Palastes haben
mich beauftragt, Ihnen zu sagen, daß, wenn Sie jemals etwa eine
Gunsitzbezugung für sich oder für Jemand der Jbrigen nachzusuchen
haben sollten, Dieselben sehr erfreut seyn würden, Ihnen nützlich wer-
den zu können.“ — Dieser Kellner hieß Dargens. Er beeilte sich, die
wohlwollende Gesinnung des Groß-Marschalls zu benutzen, und wurde
durch diesen als Diener des Kaiserlichen Hauses angestellt. Bald
hatte er dann das Vertrauen Josephinens gewonnen, die ihn später,
als sie, bei ihrer Scheidung, nach Malmaison sich zurückzog, in ihre
besonderen Dienste nahm. Endlich aber — sonderbare Schicksale der
Menschen jener Zeit! — trat derselbe, 1814, gar in die Dienste Lord
Wellington's.

Eine Viertelstunde nach seinem Besuche in dem Chinesischen Kaffee-
haus trat jener Kaiserliche Diener in das schöne Mablaster-Magazin am
Durchgange der Panoramen, und sagte zu dem Herrn vom Hause:
„Mein Herr, Sie sind Augenblicks auf das Schloß entboten, mit den
beiden Vasen, welche Se. Majestät der Kaiser vor etwa sechs Wochen
in Ihrem Magazine behandelt haben. Eilen Sie, mein Herr; denn
Se. Majestät erwarten Sie!“ — „Ach Du mein Gott!“ rief bei
dieser Botschaft der Kaufmann. „Will er mich denn erschließen
lassen?“ . . . Dann aber wandte er sich gegen seine Frau, die, ohne einen
Laut von sich zu geben, da stand; so war auch diese niedergedonnert:
„Ich hab's mir wohl gedacht: Du hast von Politik gesprochen; Du
hast sicher schlecht von der Regierung gesprochen, wie Dir das alle
Tage begegnet — und vor Wem noch dazu! Vor Sr. Majestät dem
Kaiser und Könige! — Du wirst aber Deine verführte Zunge nie
im Zaume halten können! Wie oft hab' ich Dir dies nicht schon gesagt!
Und für einen Spion hast Du ihn gehalten! — Ach, mein Gott! Es
ist aus mit mir! Hinaus wird man mich führen nach Grenelle!“ . . .
So brachte die Furcht diesen armen Mann um seinen Kopf; und der
Kaiserliche Diener mußte sich alle ersinnliche Mühe geben, ihm nur
einigermaßen Muth einzusößen. Nachdem er denn endlich wieder zu
einigen Kräften gekommen, konnte er in einen Koffer steigen und nach
den Tuilerien fahren. Dort führt man ihn fort in des Kaisers Ka-
binet, wo er sich nun also allein, von Angesicht zu Angesicht mit ihm
sieht. Kaum kann er sich auf den Füßen halten, so sehr zittert er. —
„So, so, Herr! Endlich also hat man Sie doch gefunden!“ ruft ihm
Napoleon mit herrlichem Tone, aber nur mühsam unterdrücktem Lachen
zu. „Es freut mich, Sie zu sehen.“ — Zugleich holt er aus einem
Schubfache seines Schreibtisches acht Billets zu 1000 Francs, reicht sie
dem Kaufmann, der gar nicht weiß, ob er die Hand danach ausstrecken
solle, — und sagt, mit der kurzen Rede-Weise und mit der schneiden-
den Betonung, die er an sich hatte, sobald es nur Vorwürfe zu machen
gab: „Ich bin neulich in Ihrem Magazine gewesen, habe dort zwei
Vasen behandelt; Ihre Frau hat 4000 Francs dafür gefordert, indem sie
mir sagte: sie kosteten ihr selber 3000. Da, obgleich das nur eine Lüge
war, hier sind achttausend . . . So nehmen Sie doch! . . . Vier tausend
sind für die Vasen, und vier tausend für Sie, zur Schadloshaltung
für den Horn, den Ihre Frau mir gegen Sie erregt hatte, und der
Ihnen leicht theuer zu stehen kommen konnte. Dafür sagen Sie ihr
nun aber auch, daß sie sich in Zukunft um Nichts, als um ihre Koch-
büche bekümmern möge! Ober, alle Wetter! ich lasse sie in Dichtre
lampiren, und Sie dazu! Nun gehen Sie; dies ist Alles, was ich
Ihnen zu sagen hatte!“

In eben diesem Tage, am Vorabende vor Weihnachten, speisten
der Marschall Marmont, der General Lauriston, Corvisart, die Wittve
des General Balbubert, Madame Devaux, Valast-Dame Josephinens,
der Graf D., Kammerherr des Kaisers, und einige andere zum Hof-
staate Ihrer Majestäten gehörige Personen bei dem Grafen von Lava-
lette im Post-Gebäude. Bei Tafel hatte man viel von der Mablaster-
Händlerin gesprochen, deren Vasen man schon im Schlosse gesehen und
bewundert hatte. Natürlich war dabei auch von den Zukognito-Spa-
ziergängen Sr. Majestät die Rede gewesen. Als die Gäste dann schon
ziemlich munter geworden waren, und Mitternacht heran kam, meldete

ber Kammerdiener des Herrn von Lavalette dem Marschalle, daß sein Kabriolet da sey. — „Heute gehe ich nicht mehr von der Stelle!“ antwortete Marmont und setzte, zu Lavalette gewendet, hinzu: „Mein lieber Direktor, mache, was Du willst; aber mich wirst Du diesen Abend nicht los! Ich befinde mich hier gar zu wohl, um wegzugehen!“ — „Allerliebste Herr Marschall! Ja, bleiben Sie nur bei uns!“ erwidert Frau von Lavalette. „Ich lade hiermit die ganze Gesellschaft ein; so können wir das Nacht-Essen zusammen einnehmen.“ „Nun dann“, nimmt Mad. Balhubert das Wort, „ihnen Sie nichts Halbes, meine Herren, sondern führen Sie uns auch in die Mitternachts-Messe!“ — „Vortrefflich! Ja, wir geben den Damen den Arm!“ — „Wir nehmen das an“, sagt Frau von Lavalette; „aber in welche Kirche sollen wir gehen?“ — „In unsere Pfarrkirche natürlich!“ giebt ihr Mann zur Antwort. „Nach St. Eustache; das ist ja auch nur zwei Schritte von hier.“ — „D geht mir doch!“ ruft Corvisart dazwischen; „ist mir das auch eine Pfarre! Nach St. Roch müssen wir gehen. Dort trifft man die Messe doch wenigstens mit Trompeten und Pauken; und dann giebt es dort ja auch ein viel sideleres Durcheinander!“ — „Ja, recht, nach St. Roch!“ ruft nun Lavalette wieder. „Mir ahnt schon, daß wir dort einen Hauptspäß haben werden!“

Obgleich nun aber die Damen zu dem vertraulichen Diner bei dem General-Post-Direktor eben nicht große Toilette gemacht hatten, so konnten sie denn doch auch nicht mit kurzen Ärmeln und im bloßen Haare in eine Mitternachts-Messe gehen. Frau von Lavalette eilte daher, Alles, was zum Toiletten-Wechsel nöthig war, zu deren Verfügung zu stellen: die Hüte, Bonnettes und Kaschemire dieser Kammerdame der Kaiserin traten alsobald an die Stelle der Blumen, der ausgeschnittenen Kleider und der durchsichtigen Schärpen. In wenigen Augenblicken war die Umkleidung vollständig bewerkstelligt. Aber freilich hatten die Damen nicht recht bedacht, welche seltsames Ansehen sie durch dieselbe bekommen mußten: der Einen ist das Kleid viel zu lang, und die Andere hat einen Hut auf, der ihr offenbar viel zu eng ist, was den Damen diesmal jedoch nur zu herzlichem Lachen Stoff giebt. So steigt man denn ein und fährt nach St. Roch. Laurillon stellt sich nun an die Spitze dieser wunderlichen Prozession, und sieht, wie er so vor ihr daherschreitet, mit seinem Rohrstöckel in der Hand, den er achtslos auf die Steinplatten auffallen und so vor sich herspringen läßt, einem sogenannten Kirchen-Dusler merkwürdig ähnlich, so daß Marmont, Lavalette, Corvisart und die Anderen, die hinter ihm gehen, trotz aller Anstrengungen nicht umbin können, so sehr zu lachen, daß ihnen die Thränen immer an den Wangen herabschießen. Plötzlich aber, indem sie gerade um einen Pfeiler herumbiegen, wo es ein wenig flacher ist, als in der übrigen Kirche, gehen zwei Männer sehr rasch an ihnen vorüber. Sie sind in braune, bis oben hinauf zugedöpfte Ueberzüge gekleidet, und der Ältere von ihnen tritt ziemlich bestig an die Gruppe der Lacher heran und sagt mit ernster und derber Stimme: „Meine Herren, dies Gelächter ist sehr unschicklich! Es komme in die Kirche, wer da will; aber, wenn man einmal hier ist, muß man sich nicht minder schicklich betragen, als in den Tuilerieen!“ — Und der kleine Mann war hinter dem Pfeiler verschwunden, indem er die lustigen Schwärmer, wie durch eine Erscheinung betroffen, stehen ließ; denn Alle meinen, sie hätten eine ihnen nur allzu wohl bekannte Stimme vernommen.

Und sie hatten sich nicht getäuscht: Es war die Stimme des Kaisers.

(Le Siècle.)

England.

Schriftsteller-Einfluß in England.

Von Cap. Marryat.

Schriftsteller, wie Doktoren, kommen leicht in Streit. Neulich bekam ich ein sehr hübsches Buch in die Hand, unter dem Titel: Tagebuch einer Desennuyierten; darin kommen einige Stellen vor, die mich sogleich auf Henry Bulwer's bekanntes Werk über Frankreich zurückbrachten. Unter seinen Bemerkungen über literarischen Einfluß in England befindet sich auch folgende: — „Ein Französischer Literat, den ich vor kurzem in Paris getroffen, erzählte mir, ein gutmüthiger junger Lord, den ich erst nicht nennen will, hätte ihm gesagt, daß Tänzer und Sänger in der Englischen Gesellschaft eine vortreffliche Ausnahme fänden, Schriftsteller aber nicht. Est il possible qu'on soit si barbare chez vous?“ Er fügt hinzu: „In England als Schriftsteller bekannt sein, kann Einem nur schaden; erstlich schließen die Leute gleich, daß man nicht das ist, was sie einen Gentleman zu nennen pflegen, und während die Großväter anderer Leute, die Banquiers oder Fleischer sind, oder von einem anderen Handwerk oder Beruf, wenigstens in der Erde Nabe haben, müssen es sich die Abhänger von Schriftstellern gefallen lassen, noch aus dem Grabe gegen ihre Enkel Verwünschungen zu werden.“

Herr Bulwer beweist damit mit vielen Gründen weiter, daß die Literaten weder bei der Regierung, noch bei der Aristokratie Großbritanniens einen Mäcen finden; er zeigt die Vortheile, welche die Französischen Literaten voraus haben in ihrem Institut, in ihrer Erhebung in den Adelsstand, in den Ehrenzeichen und Pensionen, welche sie bekommen. Die Verfasserin des Tagebuchs möchte gern die Behauptungen des Herrn Bulwer widerlegen; aber in der Widerlegung selbst giebt sie Alles, was er aufstellt, zu, eines ausgenommen, — daß nämlich die Literaten von der Aristokratie in England nicht so gut aufgenommen werden, als in Frankreich.

Sie sagt: — „Was meint Henry Bulwer damit, wenn er behauptet, daß Schriftsteller in der Französischen Gesellschaft beliebter sind, als in England? Das mag seyn, daß sie eine unabhängigere und ehrenvollere Stellung einnehmen, daß sie sich nicht so sehr von patronisirenden Standes-Wittwen tyrannisiren zu lassen brauchen und daß sie

sicherer sind, öffentliche Stellen und Ämter zu bekommen; aber mit Ausnahme von Mignet und Merimée — die auch mehr wegen ihrer persönlichen Verdienste und ihrer offiziellen Stellung, als wegen ihres literarischen Rufes so geachtet sind — habe ich fast nirgends Einen von ihnen getroffen. Zu den Gesellschaften der Minister, des Grand-Résidentaire und anderer hoher Beamten werden allerdings Künstler und Schriftsteller zugelassen, als Anhänger eines politischen Systems; nimmermehr aber sind sie, wie Moore, Rogers, Chantrey, Newton und Andere, in den Boudoirs der Elite oder bei den ausgesuchten Festen eines Devonshire-Hauses zu finden. Zudem bringt das Gewerbe eines „homme de lettres“ hier seine besonderen Belohnungen und Vortheile mit sich und bildet einen ganz eigenthümlichen, unabhängigen Stand. Auch haben sie, gleich wie die Künstler, die Aussicht, in die Academie erhoben zu werden, und zumal unter der gegenwärtigen Ordnung der Dinge sind sie mit Plätzen und Pensionen besonders reich begabt.“

Man sieht also, daß sie in Frankreich zu den Gesellschaften der Minister u. s. w. als Mitglieder einer politischen Partei eingeladen werden, und daß überhaupt die Regierung sie für sich zu gewinnen sucht, indem sie sie adelt und mit Ämtern und Pensionen überhäuft. So hat also, wie seine Gegnerin selbst zeigt, Herr Henry Bulwer doch Recht. In einem anderen Kapitel des erwähnten Tagebuchs findet sich folgende ergötzliche Stelle, wo eine feine Mode-Dame ihrem Schilling bei dem ersten Eintritt in die Londoner Gesellschaft einen beherzigenswerthen Rath mitgiebt:

„In ihre Bücher“, sagte sie, als ich die Einführung bei einem der populärsten Schriftsteller des Tages vorschlug, „in ihre Bücher kannst Du Dich vertiefen und hineinlesen, so viel Du willst; mit den Verfasser aber fang mir bei Leibe nicht an. Diese Leute verwenden ihr ganzes Bißchen Geist auf ihre Werke — die Brocken davon, welche durch die Gesellschaft wandern, sind dem Fusel zu vergleichen, der von der Kelter übrig bleibt, nachdem der Wein ausgepreßt worden. In der Unterhaltung mit einem geistreichen Schriftsteller kann man zuweilen einen neuen Gedanken über seine Augen blitzen oder lächelnd um seine Lippen spielen sehen, aber um Alles in der Welt möchte er ihn nicht von sich geben. Das gehet in sein nächstes Werk und wird auf der Stelle in das Hauptbuch seiner täglichen Gedanken eingetragen, unter der Valuta von drei und sechs Pence. Der Geist des Mannes ist seine Erzgrube; er kann sich nicht dazu verstehen, sie umsonst zu bearbeiten oder ihren Ertrag wegzuschleppen.“

Lieben wir aus diesen Stellen einen Schluß, so müssen wir sagen, daß, obgleich manche vornehme Leute Literaten mit ihrer Gunst bedehren, jedenfalls die allgemeine Gesinnung gegen sie ist. Uebrigens kann ich nicht verschweigen, daß mich nichts mehr amüßet hat, als dieser Spott unserer Desennuyés. Es ist gewiß viel Wahrheit darin, und doch ist es nicht wahr. Aber ich will mir's merken: sobald ich in Zukunft irgendwo in einer Gesellschaft etwas sogenanntes Geistreiches sage, so werd' ich doch wenigstens auf Heller und Pfennig den Werth meiner Produktion während der Mittags- oder Abend-Gesellschaft kennen: ich darf sie nur nach drei und sechs Pence berechnen. So viel ist klar, daß, wenn ein Autor nur ein halbes Duzend geistreiche Bemerkungen macht, er sich sein Mittagbrod vollaus verdient hat.

In dem „Studenten“ Edward Bulwer's findet man eine Aeußerung, welche der Verfasserin des genannten Tagebuchs geradezu widerspricht. Zudem er beweist, daß man den Charakter der meisten Schriftsteller aus ihren Werken erkennen kann, sagt er: — „Schriftsteller sind die einzigen Menschen, die wir wirklich durch und durch kennen lernen; alle übrige Menschen sterben, ohne daß man mehr als die äußere Oberfläche von ihrem Charakter erkennt.“ Daraus geht hervor, daß die Leute sich durchaus nicht entschuldigen können, wenn sie sich von Schriftstellern falsche Vorstellungen machen; treffen sie sie in Gesellschaft, so brauchen sie nur ihre Werke zu lesen, und sobald ihnen die Werke gefallen, müssen es auch die Verfasser. Und auf der anderen Seite äußert sich wieder Edward Bulwer im Widerspruch mit der Ärmuth der Erzgrube, von der in jener Stelle des „Tagebuchs“ die Rede ist: „Ich glaube, jeder Mann, dessen Geist nicht unerwartlich weit vor seinen Werken voranz ist, der nicht einen unerhöplichen Vorrath von Gedanken, Gefühlen und Phantasie in sich sollet, den er nimmermehr Mühe genug hat, in Schrift festzubalten, ein solcher Mann, sage ich, gehört nur in den zweiten Rang. Ein wahres Genie stirbt und hinterläßt der Nachkommenschaft nur den tausendsten Theil seines inneren Reichthums als Erbe.“

Ich habe ein großes Vergnügen daran, Alles bunt neben einander zu stellen. Es gewährt einen ganz eigenen Reiz, Aergerniß zu stiften, und das ist der Grund, warum es die Leute so gern thun. Zudem sollte doch die vorliegende Frage ganz ernstlich entschieden werden, und wie es ja vorkommt, daß in einem streitigen Falle die Disputanten, wenn sie sich nicht einigen können, nach gegenseitiger Uebereinkunft einen Dritten dazu rufen, so will ich es versuchen, hier das Schiedsrichteramt auf mich selbst zu nehmen und die Sache einmal ordentlich zu besprechen, da sie allerdings eine größere Bedeutung hat, als vielleicht beim ersten Anblick scheinen mag.

Wenden wir uns erst nach dem vorigen Jahrhundert zurück; in welcher Stellung werden wir da die Schriftsteller finden: — offenbar in der tiefsten Abhängigkeit von Patronen aus der Aristokratie und, ihre Werke diesen Patronen widmend, in einem von Unterthänigkeit und Schmeichelei überfließenden Vanegyrilus. Zu dieser Zeit war auch noch das Volk und die Aristokratie durch eine viel weitere Kluft getrennt, als gegenwärtig.

Nach und nach ist das Volk fortgeschritten, und mit diesem Fortschritt haben auch die Literaten das Joch der Sklaverei abgeworfen und die Privilegien, gleich wie die Kaiser und Mächtige derjenigen angegriffen, vor denen sie einst das Knie gebeugt.

Das Fortschreiten des Volkes aber und die Demuthigung der Aristokratie sind beide wieder durch die Presse selbst bewirkt worden. So

veränderte sich nach und nach die Lage der Schriftsteller, und während wir früher Männer, wie Dryden, D'Uray und viele Andere, die tiefen ihrer Zeit, sich um Brod herabwürdigten sahen, bekommen wir jetzt nur selten eine Widmung, und in den wenigen, die wir haben, ist die Schmeichelei wenigstens nicht so handgreiflich, als früher. Die Autoren betrachten das ganze Publikum als ihren Patron, und die Aristokratie wird nur als ein Theil und Glied dieses Publikums angesehen. Diese Bemerkungen passen eben so gut in Bezug auf die Regierung. Schriftsteller sind jetzt nicht so leicht zu erkaufen, wie früher; sie schreiben lieber im Einklang mit der öffentlichen Meinung, als für die Staatsbehörde, schon deswegen, weil sie auch von der öffentlichen Meinung besser remunerirt werden. Erinnerung man sich nun, daß bei dem schnellen Fortschritt des Volks-Einflusses in der letzten Zeit, bei der Ausbesserung und Verbesserung von Mißbräuchen und bei der Niederreißung aller der Schranken, welche allmählig in so vielen Jahren nachgegeben haben, daß hier immer die Schriftsteller und die Presse die Avantgarde geführt und daß in diesen fortwährenden Kämpfen die Aristokratie der angegriffene Theil war, so wird man es wohl begreiflich finden, daß sich nach und nach unter der Aristokratie, vielleicht ohne ihr eigenes Wissen, ein Vorurtheil ausgebildet gegen die Presse und gegen Schriftsteller überhaupt.

Die Presse in England war und wird für eine lange Zeit wohl noch der Aristokratie feindlich gesinnt bleiben, und es läßt sich kaum mit Grund erwarten, daß sie den Feind in ihr Lager zulassen wird. Denn man bedenke nur, mag einer ein politisches Pamphlet oder eine Novelle schreiben, er hat immer dieselbe Gelegenheit, seine Ansichten auszudrücken und dem Publikum durch Vertheidigung seiner Meinungen zu schmeicheln, ja die Meinungen eines Romandichters haben vielleicht größeren Einfluß, als die eines Pamphletschreibers. Bei diesem erwartet man schon im Voraus nichts als die individuellen Ansichten eines politischen Parteigängers; die Novelle dagegen liest man zum Vergnügen, und da gerade faugt man unmerklich die Tendenz des Verfassers ein. Für einen Leser eines politischen Pamphlets (sie werden so nur obenhin und gewöhnlich bloß von denen gelesen, welche schon einer Ansicht mit dem Verfasser sind) kann man hundert rechnen, die einen Roman ganz durchlesen, so daß die Ansichten der Romanschreiber offenbar eine viel größere Verbreitung gewinnen. Die meisten Werke werden eben so wohl des Gewinnes als des Rufs halber geschrieben, und folglich müssen sie gleich von vorn herein so eingerichtet seyn, daß ihnen das Wohlwollen der Majorität sicher ist; sonst könnten sie ja auch unmöglich einen so reichenden Abgang haben. Da nun die Majorität in England durchaus liberal ist, so muß jedes Buch, das jetzt erscheint, mehr oder weniger die höheren Stände angreifen. Schriftsteller sind die Gegner der höheren Klassen; X. ist ein Schriftsteller geworden, folglich hat er sich auf die Seite unserer Feinde gestellt. Henry Bulwer hat also ganz Recht, wenn er behauptet, daß es Einem unter den höheren Klassen nur schaden kann, als Schriftsteller bekannt zu seyn.

Nachdem wir so viel bemerkt, um zu zeigen, daß die Aristokratie und die Presse mit einander in Kampf sind, wollen wir jetzt das Benehmen und die Verdienste der Literaten bei ihrem Auftreten in Gesellschaften untersuchen. Und hier, glaube ich, wird man sehen, daß man es mehr einem Mißgeschick, als einem Fehler von ihrer Seite zuschreiben muß, wenn sie keine gute Meinung von sich erregen. Erst werden sie überschätzt, ehe man sie persönlich sieht, und nach genauerer Bekanntschaft werden sie wieder zu niedrig angeschlagen.

Die Sache geht gewöhnlich so zu: Man liest die Werke eines Schriftstellers, sie gefallen einem zum Entzücken, und nichts ist natürlicher als der Wunsch, den Mann näher kennen zu lernen. Da verspricht man sich schon im Voraus den höchsten Genuß, man erwartet von seinen Lippen, ex tempore, einen gleichen Fluß geistreicher Gedanken und Bemerkungen, eine gleiche Kraft der Rede, eine gleiche Lebendigkeit und Prägnanz, wie sie ihm bei seinen Werken so viele Stunden Arbeit und Nachdenken gekostet, ja vielleicht nur in seinen glücklichsten Stimmungen zur Welt gekommen sind, und noch dazu von einer Person, die vielleicht zum ersten Male ganz fremd in eine große Gesellschaft tritt. Ist das eine billige und gerechte Forderung? Oder kennst du einen von deinen Freunden, der beim ersten Zusammentreffen mit einer ganzen Gesellschaft von Fremden die Geige spielt? Sind nicht Schriftsteller so zurückhaltend und schen, als andere Leute, ja noch mehr als Andere? Und doch verlangt man von ihnen, als wären sie Hanswurste oder Gaukler, die mit einem gewissen Vorrath von Woffen versehen sind, die Gesellschaft zu amüsiren. Gerade das Bewußtseyn, daß man dies von ihm erwartet, das macht den Mann ganz still, und durch das ängstliche Bestreben, euren Erwartungen zu genügen, verliert er gerade am Allermeisten.

Die Folge davon ist, daß du dich getäuscht findest, du und die ganze Gesellschaft, der du vorher feierlich angekündigt hast, daß der Herr „der und der“ heute kommen wird. Hättest du den Mann näher kennen gelernt, so würdest du vielleicht den Unterschied gefunden haben, und er, der jetzt hinter deinen Erwartungen so sehr zurückblieb, würde dir eben so viel Unterhaltung gewährt haben, wie im Buche. Dessenungeachtet ist immer einige Wahrheit in den Bemerkungen der Desennuyirten, „daß nämlich manche Schriftsteller ihre neuen Gedanken nicht von sich geben, weil sie sie für ihre Bücher brauchen.“ Diese aber können, wie Bulwer bemerkt, nur zur zweiten Klasse gehören, und die Majorität der Schriftsteller nimmt ja immer nur den zweiten Rang ein. Gewöhnlich sind diese Leute Wiglinge; wigeln aber ist kein Literatengewerbe; oder es können auch andere Schriftsteller vom zweiten Range zugegen seyn, und dann wissen sie schon, daß sie sich in der Gesellschaft literarischer Taschendiebe befinden.

Um zu zeigen, daß jene Behauptung der Desennuyirten nur auf

untergeordnete Schriftsteller anwendbar ist, wollen wir einmal sehen, wie es mit dem Unterhaltungstalent derjenigen steht, deren Namen den ersten Platz in der Literatur einnehmen. Hier aber kann ich nur von Solchen sprechen, die ich selbst kennen gelernt, — es giebt gewiß noch viele Andere. Wo kann man so unterhaltende Leute finden, als Coleridge, Charles Lamb, Sir John Malcolm und viele Andere, die schon dahingegangen sind? Und unter den Lebenden darf ich nur Croker, Professor Wilson, Bulwer, Lockhart, die Smiths und die Damen Somerville, Austin und Jameson nennen. Diese alle sind doch gewiß die Herren in ihren verschiedenen Literaturgattungen, und ich kann geradezu Jeden auffordern, mir aus dem ganzen Hause eine gleiche Zahl anzuführen, die so gewandt oder unterhaltend sind in Gesellschaft; er ist es sicherlich nicht im Stande. Ich kann noch mehr zu Gunsten der Autoren anführen. Ich kenne Viele, deren Unterhaltung noch höher steht, als ihre Schriften; ich will sie nicht nennen, denn sie könnten das durchaus nicht für ein Kompliment nehmen; aber jedenfalls ist damit die Behauptung der Desennuyirten widerlegt, daß talentvolle Schriftsteller ihre Gedanken für ihre Bücher aufheben, im Gegentheil, gerade wenn sie in Gesellschaft sind, führen sie gewöhnlich das Wort. Indes darf man hier einen Unterschied nicht vergessen, der in der Verschiedenheit des Temperaments liegt; es giebt Manche, die so gewohnt sind, beständig in Gesellschaft zu kommen, daß es ihnen ganz gleichgültig ist, ob sie mit den gegenwärtigen Personen bekannt sind, oder nicht; Andere dagegen sind zurückhaltender, sie müssen sich durchaus ganz wie zu Hause fühlen, und bei diesen kann man nur in kleinen Kränzchen und unter Freunden ihren wahren Werth erkennen. * — ist ein Beispiel der ersteren Art, der verstorbene Charles Lamb gehörte zu der letzteren. Manche glänzen besonders, wenn sie keine Nebenbuhler haben; Andere werden wieder bloß dann lebendig, wenn noch einige Männer von Talent in der Gesellschaft sind, und, gleich dem Stahl und Kiesel, kann man ihnen nur durch Reibung ihr Feuer entlocken.

Wenn es mir erlaubt wäre, den Schriftstellern selbst einen Rath zu geben, so möchte ich ihnen sagen, daß sie sich so wenig als möglich in große Gesellschaften mischen, sondern lieber auf ihre eigenen Freunde sich beschränken sollen. Sie würden einen weit höheren Ruf haben, wenn sie diesen Grundsatz befolgten.

M a n n i g f a l t i g e s .

— Napoleon und die Welt-Eroberung. *) Dies ist der Titel eines so eben in Paris erschienenen Romanes, der als ein Gegenstück des zur Zeit auch im „Magazin“ mitgetheilten Beweises, daß Napoleon niemals existirt habe, gelten kann. Der Verfasser hat sich nämlich den Spaß gemacht, die Europäische Geschichte seit dem Jahre 1812 total zu verändern und aus dem in Rußland besiegten Napoleon einen Welt-Eroberer zu machen, wie es Gottlob! noch niemals Einem gegeben hat. Der Brand von Moskau ist, diesem Roman zufolge, ein historischer Irrthum; Napoleon hält vielmehr seinen Einzug in St. Petersburg und kehrt dann triumphirend nach Warschau zurück, wo er den Fürsten Poniatowski zum Könige von Polen macht. Im Jahre 1814 gelingt dem Kaiser die Landung in England; drei Armeen zugleich bestürmen den Britischen Boden; am 4. Juni des gedachten Jahres findet bei Cambridge eine große Schlacht statt, die dem Französischen Sieger die Thore von London öffnet. Am nächsten Tage erscheint ein Kaiserliches Dekret, wodurch Großbritannien auf ewige Zeiten dem Französischen Reiche einverleibt und in 22 Departements getheilt wird. Nach dem am 5. September 1815 erfolgten Ableben Pius VII. wird der Cardinal Fesch, Napoleon's Oheim, zum Papste proklamirt. Europa erhebt sich zwar von neuem gegen die Französische Herrschaft, aber der Feldzug von 1817 entscheidet das Schicksal der Europäischen Universal-Monarchie, und der Moniteur vom 13. Aug. 1817 enthält die verschiedenen Dekrete, wodurch sich der Kaiser zum einzigen Souverain derselben erklärt und seinen vier Brüdern das Königthum nur unter Kaiserlicher Obergewalt sichert. In demselben Jahre stirbt des Kaisers zweite Gemahlin und Napoleon setzt die geliebte Josephine wieder auf den Thron. Nachdem die Einheit in Europa hergestellt worden, läßt Napoleon durch seine Marschälle einige Kreuzzüge nach Afrika unternehmen. Nicht bloß Algier und die ganze Barbarenküste, sondern auch Aegypten wird erobert und mit Europa vereinigt. Der Kaiser erhält dadurch so viel Geld, daß er den Franzosen auf ein ganzes Jahr sämtliche Steuern erläßt. Bald wird auch Asien unterjocht; Nord- und Süd-Amerika vereinigen sich in Panama zu einem Kongresse, in welchem der Kaiser zum Protektor der Neuen Welt erklärt wird. Am 5. Juli 1827 bringt der Moniteur ein Dekret, wodurch Paris zur Hauptstadt der Welt und die Könige von Asien, Afrika und Amerika als solche proklamirt werden. Im folgenden Jahre gelingt es dem Capitain Parry, die dreifarbigte Fahne am Nordpol aufzupflanzen. Die Erdengen von Suez und Panama werden durchstochen und am 15. August 1827 wird Napoleon von seinem Oheim Fesch zum Universal-Kaiser in einer Kirche gekrönt, die dreimal so groß als St. Peter in Rom ist. Endlich aber kommt das Ende; am 5. Juli 1832 stirbt nämlich Napoleon an einem Schlagflusse im 63ten Jahre seines Alters. Wer die Universal-Monarchie fortgesetzt hat, wird uns von dem Verfasser nicht gesagt. Er hat uns nur, freilich etwas übertrieben, die Träume mitgetheilt, die einige Franzosen vor 25 Jahren wohl gehabt haben mögen, aus denen sie aber durch das gute Deutsche Schwert noch zur rechten Zeit wieder geweckt worden sind.

*) Napoléon et la conquête du monde, histoire de la monarchie universelle. — Paris 1837.